

SEELSORGE: WENN ABSTAND OBERSTES GEBOT IST



Macht es doch einfach wie Jesus!

Gottesdienst hat jetzt keine Priorität **VON CLAUDIA MÖNIUS**

So viel wie in diesen Wochen hing ich seit meiner Pubertät nicht mehr an der Strippe. Ich arbeite als Coach und begleite Menschen nicht nur in Lebenskrisen, sondern grundsätzlich auf ihrem Weg zu mehr Bewusstheit. Seit jedoch die Angst vor Corona in Deutschland angekommen ist, fühle ich mich wie eine klassische Seelsorgerin.

Täglich rufen mich Menschen an, die Zuwendung suchen. Viele brauchen jetzt ein offenes Ohr, um ihren Sorgen und Ängsten freien Lauf zu lassen und hoffentlich auch wieder Zuversicht zu gewinnen für das, was in der Krise noch kommen mag. Da ist zum Beispiel die Parkinsonpatientin, die zu geschwächt ist für die beschwerliche Reise zur Beerdigung ihres Vaters. Da ist die alleinverdienende Bergführerin, die dieses Jahr vielleicht keine einzige Wanderreise in die Alpenregion wird anbieten können. Da ist die Verwaltungskraft im Seniorenheim, die mit ihren isolierten, durch harte Besuchsregeln in die Einsamkeit gezwungenen Alten mitleidet. Gegen deren Ohnmacht kann ich wenig tun. Doch ich beruhige, ermutige, gebe praktische Tipps – und muss selbst schauen, dass ich als Muttmacherin lieferfähig bleibe.

Seelsorge heißt das Gebot der Stunde. Doch was tun die Kirchen? Mich als Katholikin erzürnt, wie lange sich die Bischöfe mit Debatten um die Gottesdienstverbote aufgehalten haben. So berichtete der vatikanische Newsletter schon vor der Schließung der Kirchen, die deutschen Bistümer entbänden ihre Schafe »von der Sonntagspflicht« und wir dürften die Lage als »eucharistisches Fasten« betrachten. Na, vielen Dank!

Als gläubiger Mensch bin ich zu tiefst überzeugt von Sinn und Kraft gemeinsamen Betens. Aber ich sehe auch, dass Pfarrer jetzt nicht zuerst am Altar gebraucht werden. Leider: Statt dafür zu streiten, dass Seelsorger die Alten, Kranken und Sterbenden besuchen dürfen, kämpften Bischöfe darum, rasch die Pforten ihrer Gotteshäuser wieder öffnen zu dürfen. Sind Messen jetzt wirklich das Wichtigste?

Im März habe ich einen Aufruf zur gemeinsamen Gebetszeit gestartet. Immer abends ab 21 Uhr bitten, beten, singen, meditieren wir – jeder nach seiner Fassung. Das ist eine Wohltat auch für Menschen, die nicht religiös sind. Täglich eine halbe Stunde alle Sorgen beiseitelassen und sich in geistig-geistlicher Gemeinschaft besinnen: Das lindert Ängste, schafft ein Verbundenheitsgefühl und es stärkt sogar das Immunsystem.

Wir haben als Gesellschaft jetzt die Riesenchance, füreinander da zu sein. Die christlichen Kirchen könnten helfen, wie das geht: bedingungslos helfen. Anderen Halt und Orientierung geben, Kraft und Trost spenden. Wie das geht, hat uns einer vorgelebt. Ich bin sicher: Jesus würde die Security an den Eingängen der Seniorenheime und Kliniken jetzt einfach ignorieren.

Claudia Mönius arbeitet als Coach. Eben erschien von ihr »Religion ohne Kirche, 9,5 Thesen für ein erneuertes Christentum« (Claudius Verlag)



Johannes Schweikle hätte gern seinen Onkel zur Beisetzung der Mutter eingeladen

Bitterer Abschied

Wie feiert man jetzt eine Beerdigung? Und was soll an Posaunen auf dem Friedhof gefährlich sein? Unser Autor **JOHANNES SCHWEIKLE** trug seine Mutter zu Grabe – und litt unter den widersinnigen Verboten

Meine Mutter ist tot. Im Alter von 87 Jahren starb sie an Corona. Das Ende ihres Lebens war schrecklich, weil der Tod schnell und grausam kam: Eine Woche vor Ostern, am Abend des Palmsonntags, erhielten wir die Diagnose, dass sie positiv getestet wurde. Am Montag war sie fieberfrei, und wir schöpften Hoffnung: Vielleicht kommt sie ohne Symptome davon. Am Dienstag brachte die Notärztin sie auf die Intensivstation der Uni-Klinik. Am Mittwoch tat sie ihren letzten Atemzug.

Wenn das Leben in eine Krise gerät, helfen Rituale. Vertraute Abläufe sind dann ein Geländer, das vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt. Am Gründonnerstag kümmerte ich mich um die Beerdigung, gemeinsam mit meinen beiden Brüdern. Schnell wurde klar, dass die Pandemie auch den Friedhof erreicht hat. Die übliche Liturgie der Trauerfeier galt nicht mehr, wir mussten die Beerdigung neu erfinden.

Mit dem Virus verbreiten sich Gerüchte: Wer an Corona gestorben ist, muss verbrannt werden. Für meine Mutter wäre es eine grauenhafte Vorstellung gewesen, dass ihr Leichnam ins Krematorium kommt. An diesem Punkt war das Beerdigungsinstitut hilfreich. Dort wurde uns versichert, dass eine Erdbestattung auch unter diesen Umständen möglich sei. Mein Vater ist vor fünf Jahren gestorben. Damals beantragte meine Mutter ein Doppelgrab, auf dem Friedhof von Freudenstadt im Schwarzwald. In dieser Kleinstadt haben meine Eltern gelebt, dort sind wir aufgewachsen.

Eine Beerdigung lässt sich nicht ins Digitale verlegen. Ich verstehe, dass aus Gründen des Infektionsschutzes auch Versammlungen auf dem Friedhof eingeschränkt sind. Das Land Baden-Württemberg hatte verfügt: An einer Trauerfeier dürfen nur Verwandte in gerader Linie sowie deren Partner teilnehmen – also Kinder, Enkel, Urenkel. Zusätzlich seien fünf weitere Personen gestattet. Der Geistliche sei auf den teilnehmenden Personenkreis nicht anzurechnen, so stand es in der Verordnung.

Ich verstehe nicht, warum die Verwaltung der Kreisstadt Freudenstadt beschloss, diese Vorschrift zu verschärfen. Sie strich die fünf zusätzlichen Personen. Das hieß für uns: Wir durften den Bruder meiner Mutter, der ein paar Kilometer entfernt auf dem Schwarzwälder Bauernhof lebt, auf dem sie gemeinsam aufgewachsen

sind, nicht zur Beerdigung seiner Schwester einladen. Mir kam der Titel einer Geschichte von Johann Peter Hebel in den Sinn: Kannitverstan.

Ich schlug vor, dass wir im Fall von Onkel Hans die abstruse Vorschrift der Freudenstädter Verwaltung übertreten und ihn zur Beerdigung einladen. Meine Brüder waren dagegen, also ließen wir es. Meine Schwägerin sprach sich auch gegen das Singen auf dem Friedhof aus, die Gefahr der Tröpfcheninfektion sei zu groß. Ich hatte diesbezüglich keine Bedenken. Aber einen Choral anzustimmen, der die Nächsten ängstigt, das wäre ein falsches Lied. Die Todesanzeige, die wir in der Lokalzeitung aufgaben, versahen wir nicht mit dem üblichen Hinweis auf das Datum der Bestattung. Wir wollten Verwandte und Freunde nicht in die Bredouille bringen, dass ein Mann vom Ordnungsdienst vor dem Friedhof Personal ausweise kontrolliert und Bußgelder verhängt. Deshalb setzten wir unter die Todesanzeige einen dünnen Satz: Den Umständen entsprechend findet die Beerdigung im engsten Familienkreis statt.

Meine Mutter war demenz. Die letzten zweieinhalb Jahre ihres Lebens verbrachte sie im Altersheim. Mitte März wurde dort ein Besuchsverbot verhängt, um die Bewohner vor einer Infektion zu schützen. Die Telefonate mit ihr waren kurz. Diese abstrakte Form der Kommunikation hat sie überfordert. Ich glaube, sie hat auch meine Erklärung nicht verstanden, warum wir unsere geliebten Spaziergänge zum Botanischen Garten gerade nicht machen können. Als ich meine Mutter nach fünf Wochen wiedersah, lag sie bewusstlos auf der Intensivstation. Sie bekam Morphium und trug einen grünen Mundschutz. Er wirkte wie ein Balken, mit dem man Gesichter auf Pressefotos unkenntlich macht. Zu meiner Schutzausrüstung gehörten Gummihandschuhe. Diese dünne Schicht kam mir undurchdringlich dick vor, als ich die Hand meiner Mutter zum letzten Mal berührte.

Die Seelsorgerin aus dem Heim übernahm die Beerdigung. Gemeinsam überlegten wir, wie diese Trauerfeier ablaufen sollte. Wir durften nicht wie üblich in die Friedhofskapelle, die Zeremonie musste am offenen Grab stattfinden. Dort konnte keine Orgel spielen. Als meine Patentante auf dem Freudenstädter Friedhof bestattet wurde, erfüllte ich ihr einen letzten Wunsch. In einem Blechbläserquartett mit Verwandten und Freunden spielte ich am offenen Grab den Choral »Wachet auf, ruft uns die Stimme«. Die lebhaften Läufe im Bass, die Johann Sebastian Bach unter die Melodie

gelegt hat, spielte ich vorwärtsdrängend, die Synkopen hielt ich in trotzigem Widerstand: Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Zur Beerdigung meiner Mutter wollte ich zwei befreundete Posaunisten bitten. Sie wären gern gekommen. Sie hätten sich 15 oder 20 Meter vom Grab entfernt aufgestellt, so weit, wie kein Tröpfchen fliegt. Wir hätten sie trotzdem laut genug gehört. Aber auch diesen Trost verwehrte uns die Freudenstädter Verwaltung. Die Bestatterin fragte eigens noch einmal nach. Die Antwort war eindeutig: Keine Musiker auf dem Friedhof.

So standen 15 Personen im Halbkreis um den Sarg. Die Pfarrerin sprach zu Psalm 31: »Meine Zeit steht in deinen Händen.« Dieses Zitat hatte meine Mutter über ihre Patientenverfügung geschrieben. Den Rest der Ansprache verstand ich nicht mehr richtig, weil 200 Meter weiter ein anderes Grab ausgehoben wurde. Die Arbeiter verwendeten einen Bagger. Der Krach übertrug nicht nur die Stimme der Pfarrerin, er zerstörte auch meine innere Sammlung. Schnurstracks wollte ich zu den Männern und sie anherrschen, gefälligst eine halbe Stunde zu warten, länger würde es bei uns nicht dauern. Aber dann wurde mir klar, dass ich damit die Trauerfeier sprengen würde. Die Pfarrerin kann nicht weitermachen, als ob nichts wäre, wenn der älteste Sohn der Verstorbenen die kleine Gemeinde verlässt.

Ein paar Tage nach dem Begräbnis schrieb ich eine E-Mail an den Bürgermeister und die Leiterin der Friedhofsverwaltung. Ich gebe zu, mein Ton war scharf. Beim Schreiben dachte ich wieder an Johann Peter Hebel, denn der Schwabe aus *Kannitverstan* gelangte auf Umwegen zu der Erkenntnis: Alle Menschen müssen sterben, auch der reiche Mann mit dem großen Haus. Ich dachte: Vielleicht kommen die Freudenstädter Beamten zur Einsicht, rücken vom sinnlosen Teil ihrer Regeln ab und besinnen sich auf ein Mindestmaß an Pietät.

Es wird ja weiterhin gestorben. Und es ist nicht Aufgabe der Friedhofsverwalter, die Trauer der Hinterbliebenen noch schwerer zu machen. Die Ärzte der Uni-Klinik Tübingen haben unmittelbar nach dem Tod meiner Mutter gebeten, ihren Leichnam obduzieren zu dürfen. Um forschen zu können, wie sich das Virus im Körper ausgebreitet hat. Wir stimmten zu, in der Hoffnung, dass ihr Tod auf diese Weise vielleicht dem Leben dient.

Von den Beamten aus Freudenstadt habe ich keine Antwort bekommen.



Sorgt für die Seelen!

Verbieten darf der Staat das nicht **VON MARGOT KÄSSMANN**

Um es gleich klarzustellen: Ich beklage mich hier nicht über Abstandsregeln. Aber bei einigen Regeln bezweifle ich, dass sie sinnvoll sind. Und manche halte ich für unchristlich. Das betrifft vor allem die Isolation am Lebensende.

Persönlich kann ich mir vorstellen, beim Sterben allein zu sein, ganz in Ruhe Abschied zu nehmen vom Leben. Ich war schon zweimal mit einer Krebsdiagnose konfrontiert und habe mich nicht nur abstrakt darauf eingestellt, dass wir Menschen nun einmal sterblich sind. Aber: Der Staat darf niemanden zwingen, einsam zu sterben. Und er darf auch nicht verbieten, dass wir Seelsorgerinnen und Seelsorger zu jenen Menschen gehen, die jetzt Sterbebegleitung wünschen!

In Lebensgefahr von Angehörigen abgeschnitten zu sein: Das ist die größte Angst, die jetzt herrscht. Ich höre das in Gesprächen, die ich seit Wochen führe. So zahlreich wie jetzt waren die Briefe, E-Mails, Telefonate während der 35 Jahre, in denen ich hauptberuflich Seelsorgerin war, nie.

Da erzählt eine Frau, ihr Vater habe sich nach überstandener OP in der Reha mit Covid-19 angesteckt. Er hat das überlebt. Aber nun darf sie ihn nicht nach Hause holen! Sie fürchtet, dass er jetzt aufgibt, weil er die Einsamkeit nicht erträgt.

Eine andere Frau sagt mir am Telefon: Ich bin 95 Jahre alt, seit zehn Jahren in diesem Altenheim. Jetzt wird mir nur noch zweimal am Tag von jemandem mit Maske vor dem Gesicht ein Tablett ins Zimmer geschoben. Wovor soll ich eigentlich noch geschützt werden? Ich bete jeden Abend, dass ich morgens nicht mehr aufwache.

Neben der Isolation gibt es natürlich noch mehr Folgen von Corona, die Angst machen und schmerzen. Eine Selbstständige meldet sich mit Suizidgedanken. Sie hat keine Angehörigen, schlug sich bisher aber gut durchs Leben. Nun hat sie seit Wochen keinerlei Einkommen mehr.

Dann schreibt ein Familienvater, er fühle sich als Versager, weil er seine Stelle verloren hat. Er hatte gerade ein Haus gekauft, die Frau hat das zweite Kind bekommen – doch sie werden ausziehen müssen. Er weiß nicht, wie er das seiner kleinen Familie erklären soll.

Eine Mutter schreibt, sie sei völlig erschöpft, ihre Kraft lasse stetig nach, seit sie mit drei kleinen Kindern zu Hause im Homeoffice sei. Wie soll das auf Dauer denn gehen?

Auch die Frage kommt immer wieder, ob Corona eine Strafe Gottes sei. Seelsorge ist gefordert wie selten zuvor. Das aber betrifft nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrer. Luther lehrt: Alle, die »aus der Taufe gekrochen sind, sind Priester, Bischof, Papst«. Für die Seelen sorgen, das soll jeder Christ. Wünscht ein sterbender Mensch Begleitung, muss es möglich sein, auf der letzten Etappe seine Hand zu halten. Wird das verboten, ist die Würde des Menschen verletzt.

Margot Kässmann ist Theologin und Pfarrerin im Ruhestand. Von ihr erschien unter anderem »Sorge dich nicht, Seele. Warum wir nicht verzagen müssen« (adeo Verlag)

Ratzinger, gegen seine Liebhaber verteidigt

Die Skandale um den Papst a. D. sind leider immer unter seinem Niveau **VON EVELYN FINGER**

Erinnern Sie sich noch an seine Rede vor dem Bundestag, als er das Thema Gerechtigkeit wiederaufleben ließ? Haben Sie mal in seinem Redenband *Die Ökologie des Menschen* geblättert, worin er bleibende Gedanken über die Menschenwürde entfaltet? Und wussten Sie, dass Joseph Ratzinger seinen ersten Bestseller – die *Einführung in das Christentum* aus dem Jahr der Revolte 1968 – mit beherzten Sätzen zur Lage der Religion in der Moderne eröffnete?

Nein? Kein Problem. Hier wäre so ein Satz: »Der Glaube wie der Ungläubige haben, jeder auf seine Weise, am Zweifel und am Glauben Anteil, wenn sie sich nicht vor sich selbst verbergen und vor der Wahrheit ihres Seins.« Das muss man nicht so sehen, man kann aber mit Gewinn darauf herumdanken.

Zumal Ratzingers Sound seit je so viel schöner und klarer klang als der des fast gleichaltrigen Michel Foucault. Dass der Franzose schon 1984 starb, hat seine Popularität bei den Studenten nur gesteigert.

Dass der Deutsche noch lebt, gibt einigen seiner Fans Gelegenheit, das Ansehen ihres Idols immer weiter zu beschädigen. Seit Benedikt XVI. vor sieben Jahren zurücktrat, erschienen auf ihr Betreiben diverse Texte Ratzingers, die geeignet waren, ihn als weltfremden Traditionalisten und verstockten Modernefeind dastehen zu lassen. Mal ging es um Ehe- und Sexualmoral. Mal um das Judentum. Dann um Missbrauch. Jüngst um den Zölibat.

Und nun ist also eine 1072 Seiten dicke Biografie von seinem Verehrer Peter Seewald mit dem pflichterfüllten Titel *Benedikt XVI. Ein Leben* erschienen. Gegen das Buch spricht keineswegs, dass es sich um eine Eloge handelt, sondern dass der Verfasser partout noch Interviewfragen hinter dranhängen musste. Aus den Antworten des greisen Papa emeritus kursieren nun Sätze wie: »Vor hundert Jahren hätte es noch jedermann für absurd gehalten, von homosexueller Ehe zu sprechen.« Oder: »Die moderne Gesellschaft ist dabei, ein antichristliches Credo zu formulieren, dem sich zu widersetzen mit gesellschaftlicher Exkommunikation bestraft wird.« Oder:



Joseph Ratzinger, als er noch Papst Benedikt XVI. war

»Die Behauptung, dass ich mich regelmäßig in öffentliche Debatten einmische, ist eine bössartige Verzerrung der Wirklichkeit.« Armer Papst.

Was er sagt, eignet sich abermals, als Attacke auf alles Heutige und als Philippika gegen jegliche Kirchenkritik verstanden zu werden. Das ist, was gewisse Fans offenbar wollen. Das ist, wozu sie den gewesenen Papst, der die öffentliche Wirkung seiner Worte noch nie gut abschätzen konnte, brauchen. Leider ist das unter seinem Niveau. Beim nächsten Skandalchen schreiben wir in Anlehnung an Adorno eine Glosse: »Ratzinger, gegen seine Liebhaber verteidigt.« Aber jetzt ziehen wir uns erst mal mit einem beliebigen alten Buch des alten Papstes aufs Sofa zurück.